









# Unterhaltungsblatt

der

## Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 171.

Donnestag den 24. Juli.

1902.

### Im Kampf ums Recht.

Original-Roman von M. v. Buch.

(19. Fortsetzung.)

Die Gesellschaft war unterdeß aus dem Garten zurückgekommen; aus einem Zimmer klangen die Töne eines Becksteins. Als Marie Christine über die Schwelle trat, sah sie vor dem Flügel Walter Reichert sitzen, der jedoch sogleich aufsprang, als er sie bemerkte.

Sie bat ihn weiter zu spielen. Er schüttelte den Kopf.

„Es war ja nur Zeitvertreib, da ich Sie suchte und nicht finden konnte.“

„Aber wenn Sie mir mit Ihrem Spiel einen Gefallen erweisen?“ sagte sie, auf ihren Willen beharrend. „Bittz, lassen Sie mich eine Ihrer Kompositionen hören. Ich bin gerade in rechter Stimmung dazu.“

Behorsam nahm er seinen Platz wieder ein. „Wie Sie befehlen.“

Unter seinen Händen brausten und sangen die Töne und reiheten sich zu einer wunderbar ergreifenden Melodie.

Wie verzaubert lauschte Marie Christine. Hörte sie nicht in den Klängen eine Seele jubeln, als wolle sie empor zu den Sternen steigen? Aber die Sterne erreichte sie nicht, in einer schrillen Dissonanz ging die Melodie verloren. Und nun begann sie danach zu suchen, zuerst leise, dann immer lauter, ergreifender, als ringe sie sich wund in einem gewaltigen Kampfe.

Großer Gott, war das Walter Reichert selbst, der nach Wahrheit rang?

Als er mitten im Satze endete, erhob sie sich, ihr Gesicht war blaß.

„Sie sollten Ihre Melodien niederschreiben,“ sagte sie, „es ist ein Jammer, daß sie so schnell vergehen.“

„Das kann ich nicht, sowie ich geendet, weiß ich sie nicht mehr. Nein, danken Sie mir nicht,“ fuhr er fort, „es thut gut, sich einmal in Tönen auszusprechen, und dazu fehlt mir sonst jede Gelegenheit.“

„Wie kommt das?“ fragte sie erstaunt. „Ich denke, Sie besitzen ein Instrument.“

Er lächelte.

„Aber ich komme nicht dazu, es aufzustellen. Die Wände sind feucht, und da würden sich die Saiten zu schnell verziehen.“

„Das ist ja entsetzlich,“ rief sie. „Was wird aus Ihnen, wenn die Wohnung ungesund ist? Sie werden schließlich an Ihrer Gesundheit Schaden leiden.“

„D, mich kann ich schon schützen. Meine Wirthin sorgt für mich, sie versteht das ausgezeichnet.“

„Und wie geht es im Amte?“ fragte sie leise.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich versuche zu bessern und sehe, daß es nicht das Rechte ist, was ich thue. Weh mir! Wenn ich meinen Beruf nicht erfüllen kann, habe ich ihn verfehlt!“

Da kam Eberhard auf die Schwester zugesprungen, um ihr zu sagen, daß angespannt sei, und daß der Wagen auf sie warte. Sie folgte und blieb unterwegs gedankenvoll. Es fiel jedoch nicht auf, da es eine fröhliche Heimfahrt wurde. Auch Lothar, der sich ausgezeichnet unterhalten hatte, war vorzüglicher Laune und neckte Eberhard, er

(Nachdruck verboten.)

habe zuviel Wein getrunken. Aber die Ausgelassenste war Ella. Niemand ahnte, daß sie nur deshalb so laut lachte, nur darum so übermüthig war, weil sie die Stimme ihres Gewissens betäuben wollte, die ihr zuflüsterte, sie habe nicht Recht gethan, Egon eine Zusammenkunft zu bewilligen.

Und am nächsten Tage kämpfte sie ihn dann noch einmal, den alten Kampf zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Wunsch und Entsagen, und dann wurde er entschieden, wie er so oft entschieden wurde: Die lockende Stimme des Verführers gewann die Oberhand.

Als Ella den Fußpfad einschlug, der neben der breiten Landstraße durch den Wald führte, bemerkte sie eine Tafel mit der Aufschrift: Verbotener Weg. Sie stuzte zuerst, dann setzte sie den Weg fort.

Egon war ihr Vetter. Was war am Ende dabei, wenn sie ihm durch den Wald entgegenging?

\* \* \*

### Zwölftes Kapitel.

Lothar saß seiner Frau gegenüber am Frühstückstisch. „Kanariengelb und Gendarmenblau! Etwas Unkleidameres für Deinen Teint und Deine blonden Haare läßt sich garnicht denken,“ sagte er, nachdem sie das Kleid beschrieben hatte, das sie beim Reiterfest anlegen wurde.

Sie antwortete gereizt.

„Ich muß es mir schon gefallen lassen, nie Deinen Geschmack zu treffen, allein diesmal trifft mich keine Schuld. Alle die Betheiligten tragen Blau und Gelb, denn es sind die Farben des Regiments. Du weißt, daß morgen der Ball ist? Heute findet Generalprobe zu den Quadrillen statt.“

Er war aufgestanden und ans Fenster getreten, augenscheinlich wartete er voll Ungeduld auf den Boten mit den Postsachen. Bei ihren letzten Worten drehte er sich herum.

„Heute die Generalprobe?“ sagte er verdrießlich. „Du verlangst wohl gar, daß ich Dich begleiten soll?“

„Gewiß Lothar,“ sagte sie zu ihm aufsehend. „Allein kann ich keinesfalls fahren.“

Er zuckte die Achseln.

„Kind, wenn Du wüßtest, wie gleichgültig mir die Sache ist, jetzt, da ich jeden Tag die Entscheidung der Gerichte erwarten kann.“

„Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt, statt mich jetzt mit diesen nutzlosen Reden zu quälen,“ rief sie.

„Du wußtest von Anfang an genau, wie ich über Deine Betheiligung an den Quadrillen denke, ganz abgesehen von der peinlichen Lage, in der ich mich augenblicklich befinde.“

„Wie konntest Du Dich in ein so gefährliches Unternehmen einlassen?“ rief sie. „Je mehr ich darüber nachdenke, je unbegreiflicher erscheint es mir.“

Wieder standen die Ehegatten auf dem alten Standpunkt. Jeder machte dem Anderen Vorwürfe, die nicht unbegründet waren, aber keiner dachte daran, daß Jeder einen Theil Schuld trug. Ella schob die Theetasse, an der sie kaum genippt hatte, fort, zerkrümelte den Cafés, und er erhob sich.

Gegen Mittag ließ sie den Gatten in ihr Ankleidezimmer bescheiden. Sie war zur Ausfahrt gerüstet, knöpfte ihren letzten Handschuhknopf zu und ließ sich von der Jungfer die Federboa um den hellen Frühjahrmantel legen.

„Besser Egon ist hier, er wird mich zu den Proben begleiten,“ sagte sie. „Zu Tisch kann ich nicht zurück sein, sei so gut, mich bei Deiner Mutter zu entschuldigen. Für die Mitwirkenden wird nämlich nach den Proben ein kleines Mahl im Kasino stattfinden.“

Sie reichte ihm flüchtig die Fingerspitzen und schwebte die Treppe hinab; am Absatz erwartete sie bereits Egon. Als das Rollen der Räder verklungen war, schellte Lothar dem Diener.

„Wann ist Herr von Werder gekommen?“

„Vor ungefähr zwei Stunden.“

„Gut, lassen Sie mir das Pferd satteln, ich will ausreiten. Oder halt, warten Sie noch zehn Minuten, ich will erst zu meiner Mutter gehen.“

Die Frau Baronin und das gnädige Fräulein sind ausgefahren,“ berichtete der Diener.

„So?“ fragte Lothar verwundert. „Und wann bestellten sie den Wagen?“

„Noch ehe Herr von Werder kam!“

Noch ehe Herr von Werder kam! Wie eigenthümlich das Klang! Irrte er sich, oder slog wirklich bei diesen Worten ein unverschämtes Lächeln über das glattrasirte Dienergesicht? Lothar starrte ihn an.

„Es ist gut, Sie können gehen,“ sagte er dann. — Bei Tisch entschuldigte er die Abwesenheit seiner Frau.

Die Baronin schüttelte den Kopf.

„Ich enthalte mich jeder Meinung, Lothar,“ sagte sie, „allein ich finde es eigenthümlich, daß Du Deine Frau nicht selbst begleitest, sondern sie mit einem Fremden fahren läßt.“

„Aber Mama,“ fiel Marie Christine ein, „da auch Elass Vater und Freda als Zuschauer in Braunsberg sind, konnte Lothar sehr gut zurückbleiben. Und dann ist doch auch Egon kein Fremder.“

„Es ist beinahe, als sähe Mama in ihm den schwarzen Mann,“ sagte sie, nachdem sich die Baronin zu ihrem Mittagsschläfchen zurückgezogen hatte, während sie mit Lothar plaudernd am Fenster stand.

Er zuckte zusammen, dann faßte er ihre Hand, preßte sie in schmerzhaftem Druck.

„Marie Christine,“ — seine Stimme klang gepreßt — „wenn ich mich nicht vor mir selbst schäme — ich möchte ihr jetzt nachfahren.“

Sie sah in die blassen, verstörten Züge, langsam dämmerte ihr eine Ahnung von dem Verdacht, der ihn quälte. War er auf Egon eifersüchtig?

„Lothar,“ sagte sie endlich. „Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich mich selbst nicht,“ entgegnete er rauh. Und dann fuhr er sich über die Stirn. „Es liegt wohl in meinen Nerven,“ sagte er, „mir ist erbärmlich elend zu Muthe.“

\* \* \*

Walter Reichert saß vor seinem Schreibtisch und las einen Brief, der ein fremdes Postzeichen trug. Er kam von einem Freunde aus London. Zwei eng beschriebene Bogen hielt er in der Hand.

Ich verstehe Dich, Walter, schrieb der Freund, denn ich enne Dich. Du bist kleinmüthig geworden. Warum? Weil Du Dein Seelsorger-Amt angetreten hast wie ein Sieger, und das war falsch. Nun klagst Du über die schwere Arbeit, die Deiner wartet, Du jammerst, daß Du keinen Erfolg siehst. Aber die Schuld liegt nicht an Deiner Umgebungs, sie liegt an Dir. Wie, höre ich Dich fragen, soll ich alles über mich ergehen lassen? Darf ich für das Vergehen kein Wort des Tadels haben? Soll die Sünde ungerügt bleiben? Mit nichten. Predige, lehre, soweit Du

es vermagst, aber vergiß nicht, daß das beste Wort immer die That bleibt. Wirke in Deiner Gemeinde Deinen Kräften gemäß, und dann, Walter, hilf Dir aus Deinen krankhaften Zweifeln heraus. Hat Dich Dein Herr und Heiland für den Himmel gewonnen, für die Erde mußt Du selbst sorgen.

(Fortsetzung folgt.)



## Ein schlaues Manöver.

Aus den Erinnerungen eines englischen Detektivs.

(Nachdruck verboten.)

An einem schönen Juni-Morgen wurde ich in das Privat-Bureau meines Chefs gerufen. Dieser befand sich in Gesellschaft eines Herrn, der sich bei meinem Eintritt erhob und mit dem mich der Chef mit den Worten bekannt machte:

„Hier, Herr Vincent, habe ich das Vergnügen, Ihnen Herrn Borland vorzustellen. Es ist das der Detektive, von dem ich Ihnen erzählt habe.“

Herr Vincent überreichte mir seine Geschäftskarte, die die Aufschrift trug: „Leggett u. Vincent, Münzwardeine der Bank von England“ und bemerkte dazu: „Wie Sie aus meiner Karte zu ersehen belieben, steht meine Firma zu der Bank von England in lebhaften Beziehungen, und es ist unsere Aufgabe, die uns von der Bank übergebenen Münzen und edeln Metalle auf ihren Gehalt zu prüfen. Millionen und Abermillionen von Gold und Goldeswerth werden uns anvertraut, und leider müssen wir jetzt fürchten, daß einer unserer Angestellten uns Tag für Tag an dem Goldstaube, der durch seine Hände geht, bestiehlt.“

„Warum lassen Sie denn den Herrn nicht sofort verhaften?“ fragte ich.

Herr Vincent schüttelte den Kopf.

„Das geht leider nicht,“ antwortete er, „denn bisher liegt auch nicht der Schatten eines Verdachtes vor, auf Grund dessen sich eine solche Verhaftung rechtfertigen ließe. Ein jeder, der nach Schluß der Geschäftsstunden unsere Bureau verläßt, wird durchsucht, und auch der in Rede stehende Herr muß sich diese Durchsuchung gefallen lassen. Und auch noch nicht der zehnte Theil einer Unze von Goldstaub ist jemals bei ihm gefunden worden.“

„Warum haben Sie ihn dann aber in Verdacht?“ fragte ich einigermassen ungeduldig.

„Weil wir sonst auf Niemand Verdacht haben können. In unserem Etablissement besitzen wir einige zwanzig Zimmer, in denen das Untersuchen der Edelmetalle stattfindet. Ein jedes Zimmer muß genau so viel von dem kostbaren Gute, wie hineingegeben wird, auch wieder abliefern, und hierüber wird auf das genaueste Buch geführt. Die Conti sämtlicher Arbeitszimmer stimmen auch, mit alleiniger Ausnahme des Zimmers, in dem der junge Kenschaw arbeitet. Jeden Monat weist dasselbe ein nicht unerhebliches Manko auf.“

„In welcher Weise finden Ihre Durchsuchungen statt?“ fragte ich. „Sind sie denn so scharf, daß sich durchaus nichts dem Auge des Untersuchenden verbergen läßt?“

„Die Möglichkeit, etwas der Untersuchung zu entziehen, ist vollkommen ausgeschlossen. Wenn Kenschaw auch nur ein Gran von Goldstaub bei sich hätte, müßte es bemerkt werden. Für uns bleibt die ganze Geschichte ein furchtbares Geheimniß.“

„Wenn Sie damit einverstanden sind, daß ich die Gelegenheit in die Hand nehmen soll, Herr Vincent, so bin ich gern bereit, Sie zu begleiten. Vor allem möchte ich mir doch einmal Ihre Räumlichkeiten und Ihre Angestellten näher ansehen.“

Herr Vincent verabschiedete sich von meinem Chef, und nachdem ich einige nothwendige Vorbereitungen getroffen hatte, machte ich mich mit ihm auf den Weg nach seinem Etablissement.

„Was ist denn der junge Kenschaw für ein Herr? Wie sind Sie zu mir gekommen?“ fragte ich unterwegs meinen Begleiter.

„Das ist leider das Unangenehmste an der ganzen Geschichte,“ antwortete Herr Vincent. „Sein Vater war ein Jugendfreund von mir, und als er im Sterben lag, empfahl er mir seinen Sohn. Der Junge zeigte sich im Geschäft recht anständig und schließlich überließ ich ihm Zimmer Nr. 15. Es ist das das Wichtigste in unserem Etablissement, und der Betrag des Materials, das Tag für Tag durch dasselbe geht, beziffert sich auf ungeheure Summen.“

„Wieviel Goldstaub fehlt im ganzen?“ fragte ich nach einer kleinen Pause.

„Fast 150 Unzen (9–10 Pfund). Daraus geht hervor, daß sich die Diebereien schon auf eine lange Zeit erstrecken, und wir sind fest entschlossen, entweder den Dieb ausfindig zu machen oder unser gesamtes Personal zu entlassen.“

„Solch energische Maßregeln werden hoffentlich nicht nothwendig sein,“ entgegnete ich, „es wird schon gelingen, den Schuldigen seiner That zu überführen.“

„Das wollen wir hoffen,“ antwortete er in ernstem Tone. „Diese nichtswürdigen Spitzbübereien haben meinem Socius und mir viel Kummer und Sorge gemacht, und wir würden gern eine große Summe opfern, wenn wir herausbekommen könnten, wer der Dieb ist.“

Ohne uns weiter zu unterhalten, erreichten wir Herrn Vincents Etablissement. Herr Vincent ging voran und bat mich, ihm zu folgen. Er führte mich in das Zimmer Nr. 15, das sich durch sein beständiges Manko in so unvortheilhafter Weise auszeichnete.

Bei unserem Eintritt in dasselbe saß darin ein junger Mann vor einer Goldwaage.

„Das ist Kenschaw,“ flüsterte mir mein Begleiter zu. „Fast noch ein Knabe, wie Sie sehen.“

Kenschaw, der erst jetzt meine Gegenwart zu bemerken schien, blickte auf. Ich schmeichle mir, etwas in Physiognomien lesen zu können, und ich muß gestehen, daß mir sein Gesicht von Anfang an nicht gefiel.

Trotz der großen Jugend hatte doch bereits das auschweifende Leben diesem Gesicht seinen Stempel aufgedrückt, und in seinen Augen lag etwas Listiges und Falsches, das seine Blicke widerlich machte. Wenn ich auch sonst nicht zu vorschnellen Schlüssen geneigt bin, so konnte ich doch nicht umhin, mir zu sagen: „Das ist der Bursche, den ich suche.“

Herr Vincent nahm zuerst das Wort.

„Kenschaw,“ sagte er zu ihm mit bewegter Stimme, „es thut mir leid, daß ich Ihnen diese Mitteilung machen muß, aber es geht nicht mehr anders. Dieser Herr ist ein Privat-Detektiv, dessen Hilfe wir haben in Anspruch nehmen müssen, um dem geheimnißvollen Verschwinden des Goldstaubes aus diesem Zimmer auf den Grund zu kommen.“

„Was habe ich damit zu thun, Herr Vincent?“ fragte jetzt Kenschaw verdrießlich.

„Um Ihres und Ihres verstorbenen Vaters willen möchte ich wünschen, daß Sie damit nichts zu thun haben,“ versetzte der Angeredete, dessen Miene sehr ernst geworden war. „Leider sprechen aber die Thatsachen sehr gegen Sie, und ich bin fest entschlossen, das Geheimniß endlich einmal aufzuklären. — Kenschaw, noch ist es für Sie Zeit, ein offenes Geständniß abzulegen. Thun Sie das, dann werden weder Herr Legget noch ich irgend welche Schritte gegen Sie unternehmen.“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ antwortete er verlezt. „Aus diesem Zimmer habe ich nichts herausgenommen außer den Sachen, die mir gehören.“

„Wenn das wahr sein sollte,“ erwiderte Herr Vincent nicht unfreundlich, „wenn das wahr sein sollte, wie wollen Sie es dann erklären, daß am Ende jedes Monats das Konto dieses Zimmers immer ein so bedeutendes Manko aufweist? Nur Sie allein haben in dieses Zimmer Zutritt; an wen sonst sollen wir uns also um Aufklärung hierüber wenden?“

„Ich kann Ihnen aber nicht helfen,“ entgegnete er ruhig. „Das unerklärliche Manko berührt mich sicherlich recht peinlich, indessen eine Erklärung hierüber zu geben, bin ich nicht im Stande.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er in einem fast leidenschaftlichen Tone fort:

„Lassen Sie mich nicht jeden Abend durchsuchen, als ob ich ein gewöhnlicher Dock-Arbeiter wäre? Und wenn

ich etwas gestohlen hätte, hätte man es doch bei mir finden müssen. Was wollen Sie also von mir?“

Herr Vincent legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Den Schuldigen entdecken wollen wir, sonst nichts. Ein großes Räthsel, ein seltsames Geheimniß liegt hier vor, und das müssen wir lösen. Kenschaw, zum letzten Male warne ich Sie. Haben Sie damit etwas zu thun, so bitte ich Sie, bekennen Sie es offen, und ich verspreche Ihnen, daß Ihnen nichts geschehen soll. Thun Sie es aber nicht und Sie werden dennoch überführt, dann werden wir auch keinerlei Rücksicht mehr auf Sie nehmen. Ich bitte also um Ihre Antwort?“

Seinem Prinzipal einen wüthenden Blick zuwerfend, erwiderte er leise:

„Meine Antwort habe ich Ihnen bereits vorhin gegeben. Ich weiß von dieser Geschichte nichts. Wenn ich was wüßte, würde ich es Ihnen sagen; da ich aber nichts weiß, kann ich Ihnen auch nichts sagen.“

Wir ließen ihn allein und ich begleitete Herrn Vincent nach dessen Privat-Kontor, in dem wir eine halbe Stunde in ernster Berathung verblieben.

„Meine Meinung geht dahin,“ erklärte ich, „daß dieser junge Mann der Dieb ist. Er muß indessen irgend eine Methode ausfindig gemacht haben, daß er allabendlich seinen Raub vor dem durchsuchenden Beamten verbergen kann.“

„Aber wie könnte das wohl geschehen?“ fragte Herr Vincent, der sich nachdenklich mit dem Zeigefinger an die Stirn fuhr. „Nichts, absolut nichts kann der Durchsuchung entgehen.“

„Das möchte ich doch nicht so sicher behaupten,“ entgegnete ich. „Der Herr, der die Durchsuchung vornimmt, ist doch auch nur ein Mensch, und er mag sich vielleicht durch eine ganz einfache List täuschen lassen. Wäre es vielleicht möglich, Kenschaw von einem anderen Zimmer aus bei seiner Arbeit zu beobachten?“

„Das trifft sich recht gut,“ antwortete Herr Vincent, „denn zufällig hat Nummer 15 ein Oberlichtfenster. Haben Sie es nicht bemerkt? Durch dieses Fenster haben Sie die beste Gelegenheit zu sehen, wie er sich bei seiner Arbeit benimmt.“

„Das ist recht gut,“ meinte ich, „indessen würde es keinen Zweck haben, ihn jetzt zu beobachten, da er gewarnt ist und sich insolge dessen in Acht nehmen wird. In acht Tagen ungefähr will ich wieder bei Ihnen vorsprechen. Inzwischen darf ich Sie wohl bitten, von meinem Besuche nichts verlauten zu lassen.“

Herr Vincent beruhigte mich hierüber und ich nahm von ihm recht herzlichen Abschied.

(Schluß folgt.)



## Poesie-Album.

Edelweiß.

Wie seh' ich heut' vor mir Dich stehen,  
Du liebe, rührende Gestalt,  
Hier, wo die rauhen Wolken gehen,  
Und aus dem Firn der Wildbach wallt;  
Das Aug' auf mir, das dunkle, klare,  
Darin vom Grund der Zauber glüht,  
Den Silberstern im schwarzen Haare,  
Wie hier an meinem Fuß er blüht

Du selbst aus dieser Berge Reihen,  
Mein mondbeglänztes Edelweiß,  
Mein Silberstern, mein Kammerzeichen,  
O, mein Symbol, mein Ruhmestreich!  
Noch glaub' ich heut, was einst ich glaubte,  
So fühl' auch Du, daß wir vereint,  
Und fühl' es noch, wenn Dir vom Haupte  
Das Edelweiß der Jahre scheint

Franz Herold.

# WITZ UND HUMOR

Wenn Du Böses mit Bösem vergolten,  
Wirst Du von den Guten gescholten,  
Aber vergiltst Du Böses durch Gut,  
Zweifeln die Bösen an Deinem Muth

Und so bliebe Dir immer die Wahl  
Zwischen Charakter und Moral;  
Du wüßtest denn Beides so zu verbinden,  
Was Dich ärgern soll, nur lustig zu finden



## Der billige Hut.

Frau Sparer steht vor einem Auslagefenster, in welchem sie einen Hut bemerkt, den sie kaufen will. Indem sie den Laden betreten will, kommt ihre Freundin, Frau Plauder, die ihr versichert, ganz denselben Hut bei der Puzmacherin Schulze eine Mark billiger gesehen zu haben.

Aber die wohnt eine halbe Stunde von hier, und ich habe gerade einen Braten in den Ofen geschoben. —

Aber dazu haben Sie ja Ihr Dienstmädchen. In einer Stunde können wir zurück sein, und dann haben Sie im Handumdrehen eine Mark erspart.

Das leuchtet Frau Sparer ein. Nachdem sie eine kleine Strecke gegangen sind, kommen sie an einer Konditorei vorüber. Frau Plauder erklärte, daß es eine Sünde wäre, vorbeizugehen, ohne die berühmten Sandtörtchen zu genießen. Frau Sparer läßt sich davon überzeugen und giebt in der Konditorei eine Mark aus.

Weiterhin bemerken sie in der Auslage eines Porzellan-Ladens eine wunderschöne Vase, die nur drei Mark kosten soll. Frau Plauder erklärt, es wäre eine Sünde, sich diesen prächtigen Gelegenheitskauf entgehen zu lassen, und es gelingt ihr, die Freundin zum Ankauf der Vase zu bewegen.

Da es schon spät geworden, rath Frau Plauder selbst ihrer Freundin, die Pferdebahn zu benutzen, — die paar Groschen Fahrgeld kämen nicht in Betracht. Frau Sparer ist ganz entzückt von diesem Gedanken und besteigt mit ihrer Freundin die Pferdebahn.

Im Schulzesehen Puzgeschäft angelangt bemerkt Frau Sparer zwar, daß der um eine Mark billigere Hut weit weniger hübsch ist, als der, den sie in der Nähe ihrer Wohnung kaufen wollte, aber, viel zu zartfühlend, ihrer Freundin gegenüber, stellt sie sich sehr erfreut über den Kauf, und beide traten den Rückweg an.

Nach einigen Schritten fängt es an zu regnen. Frau Plauders Regenschirm gewährt ihrer Freundin nur unvollkommenen Schutz und der an der nächsten Pferdebahn-Haltestelle erwartete Wagen ist besetzt. So ergeht es auch mit dem folgenden.

Schließlich müssen die beiden Damen glücklich sein, als eine vorüberfahrende leere Droschke sie aufnimmt. In derselben sitzend muß sich Frau Sparer heimlich gestehen, daß ihr Kleid durch das Regenwetter stark gelitten hat, und wohl durch ein neues ersetzt werden muß.

Zu Hause angelangt macht sie zunächst die unangenehme Entdeckung, daß ihr Dienstmädchen den Braten hat anbrennen lassen, und da ihr Mann in kurzer Zeit vom Bureau heimkehrt, läßt sie Beefsteaks holen, um dieselben in aller Eile zuzubereiten

\* \* \*

Als ihr Mann bei Tisch sitzt und mit Todesverachtung die harten Beefsteaks kaut, hält ihm Frau Sparer mit

stolzem Blick die folgende Lobrede auf sich selbst: Siehst Du wohl, mein liebes Männchen, wie sparsam ich bin! Ich ging eine halbe Stunde weit, um meinen Hut eine Mark billiger zu kaufen, — das sollte mir eine andere Frau nachmachen.



## Aufrichtig

„Die Arzneikunst,“ sagt ein alter Praktiker, „ist oft nur eine Art Zerstreuung und Unterhaltung für den Patienten, während die Natur die Krankheit heilt.“

\*

## Eheliche Zärtlichkeit

„Die Männer,“ sagte Madame, „wünschen stets so sehr, einen Sohn zu haben. Ich weiß noch, wie mein Vater sich immer beklagte, daß ich kein Knabe geworden wäre.“ — Der Gatte: „Ach ja, das beklag' ich nicht weniger.“

\*

## Ja so!

„Thue niemals das, um deswillen Du Andere tadeln würdest, wenn sie es thäten!“ sagte irgend ein weiser Mann. — „Danke für die schöne Regel,“ erwiderte ein Anderer, „da dürfte ja ein Mann nicht einmal seine Frau mehr küssen.“

\*

## Auch ein Grund.

„Du meinst also, Elsa liebe Dich nicht mehr?“ — „Ich weiß es sogar! Früher ließ sie mich immer beim Anziehen ihrer zehntnöpfigen Handschuhe helfen und seit einiger Zeit trägt sie nur noch eintnöpfige.“

\*

## Zeitgemäß

„Wie, Du kündigst an, daß Dir ein Hund entlaufen sei? Hast Du denn schon einen gehabt?“ — „Nein, aber ich will mir jetzt einen anschaffen, und da werden sie mir auf mein Inserat so viele bringen, daß ich mir bequem einen aussuchen kann.“



## Man muß sich zu helfen wissen.

Eine Dame, die als Klägerin vor Gericht stand, machte durch ihre Aussagen einen so überzeugenden Eindruck auf die Richter, daß der Anwalt der Gegenpartei an einem schlimmen Ausgange der Sache für seine Klientin nicht mehr zweifeln konnte. Er versuchte die Klägerin daher durch ein scharfes Kreuzverhör zu verwirren, was ihm auch soweit gelang, daß jene endlich in Ohnmacht fiel. Da flüsterte ihm Einer zu, das sei nur eine Theaterohnmacht, denn die Dame sei im Gesicht nicht blaß, im Gegentheil — vielleicht nur aus Aerger — sehr roth geworden. Darauf hin wagte der gegnerische Anwalt noch einen neuen Angriff. Die nächste Zeugin war eine Dame in mittleren Jahren, und diese fragte jener: „Sahen Sie die Klägerin vorhin ohnmächtig werden?“ — „Ja, Herr Rechtsanwalt.“ — „Dabei wird man aber doch gewöhnlich ganz blaß, nicht wahr?“ — (Große Erregung im Publikum und Verlegenheit der Zeugin; endlich antwortet diese): „Doch nicht immer.“ — „Haben Sie je von einem solchen Falle gehört?“ — „Jawohl.“ — „Haben Sie jemals es selbst anders gesehen?“ — „Gewiß.“ — „Wann?“ — „Vor etwa einem Jahre.“ — „Wo war es?“ — „Hier in unserer Stadt.“ — „Wer war das?“ — Jedermann lauschte gespannt auf die Antwort. Er wahrte auch nicht lange, bis die Zeugin mit zwinkernden Augen und unterdrückter Laclust erklärte: „Das war ein — Neger!“ — Der Saal erdröhnte von Lachen, die Richter lachten mit und die Klägerin gewann ihren Prozeß